

Österreichische Artillerie auf dem Brücke.

Von Rußschut nach Giurgevo.

(Korrespondenz von Dr. Stephan Steiner.)

Giurgevo, Januar 1917.
Hinter einem mit schweren schwarzen Büffeln bespannten österreichischen Munitionswagen überschreite ich die kilometerlange Pontonbrücke über die Donau zwischen Rußschut und Giurgevo, und als ich am nördlichen Donauufer entlang, suche ich hinter den Kiefernweiden, die das Ufer bedecken, die Stadt Giurgevo zu erspähen. Umsonst! Auf diesem Ufer ist von Kirchen, Häusern, Straßen nichts zu sehen, nur Schilf und Weiden, wie in irgend einem verlassenen Lande. Die grauschmutzigen, langsam flutenden der Donau strömen ungezügelt an den zerrissenen, schlammigen Ufern zwischen Weidenbüscheln und Gestrüpp vorbei, und der kalte Ostwind, der den eisigen Hauch fernher ruffischer Steppen mit sich bringt, singt ein jammervolles, weinerliches



Arbeite, die sich bezogen; Reinigungs- und Austausch unterwegs.

Lied in diese öde Wasserlandschaft. — Wo führt der Weg nach Giurgevo, wende ich mich an einen deutschen Landsturmmann, der sich unweit der Brücke damit abplagt, seinen im Schlamm festgebliebenen Pflanzwagen, auf dem zwei verwundete Lücken liegen, aus dem tiefen, klebrigen Schlamm zu heben und seine bisher erfolglose Arbeit mit einem fortwährenden Schimpfen auf das „verdammte Land“ begleitet. Meine Frage scheint ihm ein willkommener Witz zum Ausruhen; er hält in der Arbeit inne, zündet eine verkrüppelte Zigarette an und fängt dann seine Erklärung damit an: „Da können Sie noch vier Kilometer losen, wenn's nicht früher im Dreck verfinstert.“ Langsam, langsam betimme ich dann auf weiteres Drängen heraus, doch ich einfließen noch gar nicht am rumänischen Donauufer hin, sondern inmitten des Stromes auf der Insel Kamadon, wo zwar die Hafenanlagen Giurgevos liegen, aber die Stadt selbst noch einen Weg von gut ander-

halb Stunden entfernt ist. Wie nun in die Stadt kommen? ist die große Frage angesichts des tiefen Schlammes, der, soweit das Auge reicht, die Erde bedeckt. Da durchzuwaten ist unmöglich, wenigstens nicht ohne Gefahr des Ertrinkens. Der Fahrweg selbst ist ja etwas besser, aber in dieses Gewühl der Wagen und Reiter, die in einem unentwirrbaren Knäuel sich entlang der Straße in die neblige Ferne wälzen, zu Fuß hineinzugeraten, ist lebensgefährlich. Ein unvorsichtiger Schritt bringt einen unrettbar unter die schweren Hufe des Büffel oder die breiten Klauen eines Kieselgeschlages. So stehe ich nun unchlüssig beim Brückenkopf und fühle das ganze Geißel der Notlosigkeit und Verlassenheit, die inmitten dieses häßlichen Lebens noch viel drückender ist, als inmitten einer menschenleeren Wüste. Am liebsten möchte ich umkehren und wieder meinen Weg nach Rußschut nehmen, doch bevor noch der Gedanke zur Tat reift, finde ich meinen Retter in dem wartenden Offizier der Brücke, einem jungen deutschen Leutnant aus der Rheingegend, der wohl meinem Verzweiflung verratenen Gesicht meine Not abschah und mich mit den Worten ansprach: „Sie wollen wohl nach Giurgevo? Zu Fuß ist es ganz ausgeschlossen, aber ich werde Ihnen einen Platz in einem vorbeifahrenden Auto verschaffen, dann sind Sie in einer halben Stunde in der Stadt und können sich nach einem Nachtlager umsehen.“ Bald raffelt auch ein Auto, vom bulgarischen Ufer kommend, auf der Brücke daher. Der Leutnant gebietet dem Fahrer Halt, und in der nächsten Minute sitze ich auf dem bequemen Sitz eines Luxusfahrzeuges, das in besseren Zeiten wohl auf glattem Pflaster irgend einer Großstadt dahinzulaufen gewohnt war. Schnell geht ja die Fahrt auch so nicht, denn wir müssen uns in die Reihe der Kolonne zwingen, die wie ein Riesenschlange sich langsam dahinschlängelt. Der Anfang dieser Kolonne mag wohl irgendwo auf der Landstraße von Butarest sein, und ihr Ende am jenseitigen Donauufer drüben in Rußschut. Anfang und Ende sind unsichtbar, wie die Zeit unbestimmt, wann sie aufhören, und wie der Anfang in der weiten, ferneren Vergangenheit liegt, wo er anfing, dieser unendliche Wurm von Mensch und Tier, dieser Atemzug des Krieges.

Schritt für Schritt geht es vorwärts, zuerst der Donau entlang, kaum mehrweit von dem angeschwollenen, breiten Strom entfernt, in dessen Bett sich die Fluten ewig und teilnahmslos dahinwälzen. Da spürt man den Krieg auch ohne Kanonendonner und jammernde Menschen. Denn nicht im Kampf äußert sich der Krieg am ausgesprochensten, sondern in all den tausend Begleiterscheinungen, die mit ihm gehen und nach ihm zurückbleiben, auch noch

wohnen. Die lebendige, friedliche Hafenstadt Rußschut liegt ja wenige Kilometer hinter uns. Wir sehen noch die blinkenden Kreuze auf den Zwiebeltürmen, das Weiß eines Epitaphs leuchtet zu uns herüber, man hört den lustigen Pfiff der Eisenbahnlokomotiven, die im gegenüberliegenden Ufer geschäftig hin und her eilen. All das ist mit unseren Sinnen vernehmbar, ist Gegenwart, und so stärker wirkt das Unmittelbare, das wir greifen können: Traurige entlaute Weiden, abgehackte Bäume, deren weißes Fleisch wehmütig leuchtet, wie eine frische Wunde; schwarze nasse Erde, die aufgerissen ist von tiefen Furchen der Schützengräben, Gestrüpp, in dem sich Stachelstrauch windet, eine zerfallene Landstraße, die mit ihren Furchen und Löchern von Furcht und Flucht erzählt. Ueber all das wölbt sich ein dunkelgrauer trauriger Himmel, aus dem Wolkensegen herunterhängen, so tief beinahe, daß sie den niederen Hügel am bulgarischen Ufer berühren, und sie sind so eigentümlich gezaht, wie zerrissene weiße Vorhänge, die in einem ausgeraubten Haus vom Wind hin und her geschmissen werden.

Jetzt kommen wir zum Hafenschiffbau von Kamadon. Der lange Zug der Kolonne stößt, weil ein schweres Auto bei der Ueberführung der Schienen, die da sechs Paar nebeneinander laufen, nicht mehr die Kraft aufbringen kann, die Hindernisse mit eigener Kraft zu überwinden. Umsonst pustet der Motor aus vollen Lungen. Beim Auspuff steigen bläuliche Wolken in den feuchten Tag, alles raffelt und ächzt, die Fahrer schimpfen, turbeln neu an, wenn die Zündung ausfällt, doch die

ganze Kraftanstrengung bringt keine Hilfe. Der Wagen steht fast unbeweglich, wie hingemauert, und mit ihm steht dieser ganz riesige Zug von Fuhrwerken von hier an bis hinüber, bis auf das bulgarische Ufer. Bald ist Hilfe da, eine Anzahl rumänischer Gefangener, die in ihrem grünen Mantel von weitem aussehen wie eine bewegliche Wiese. Sie stemmen sich gegen den widerspenstigen Wagen, schieben mit voller Kraft an, der Wagen hebt sich, fällt dann mit einem harten Ruck, und so geht es, bis alle sechs Schienenpaare überrollt sind. Jetzt ist der Wagen wieder flott. Der große Zug der Armee kann weiter gehen, aus dem Stillstand ist wieder Bewegung geworden, die Landstraße trägt diese ewige endlose Last weiter ins Land hinein.

Die Gefangenen bleiben in einer unregelmäßigen Gruppe stehen. Es sind ganz eigentümliche Gesichter darunter. Manche Köpfe sieht man, die an die alten römischen Profile erinnern. Edel geformte Stirn, scharf geschnittene Nase, doch die Augen des Sklaven, der sein Leben ablebt, ohne freie eigene Gedanken und Regungen. Da waren sogar noch die russischen Gefangenen anders. Sie waren wenigstens gesprächig und konnten auch in ihrer elenden Lage lachen, mit einem kindlichen Lachen, das sie sympathisch machte. Die hier sind so stumm und wortlos. Aber faul sind sie nicht. Auch ohne Aufsicht verrichten sie ihre Arbeit, und in dieser weitverbreiteten Anlage des Bahnhofes sieht man überall diese Grünmäntel, die in unendlichem Schutt und Urat, der nach dem

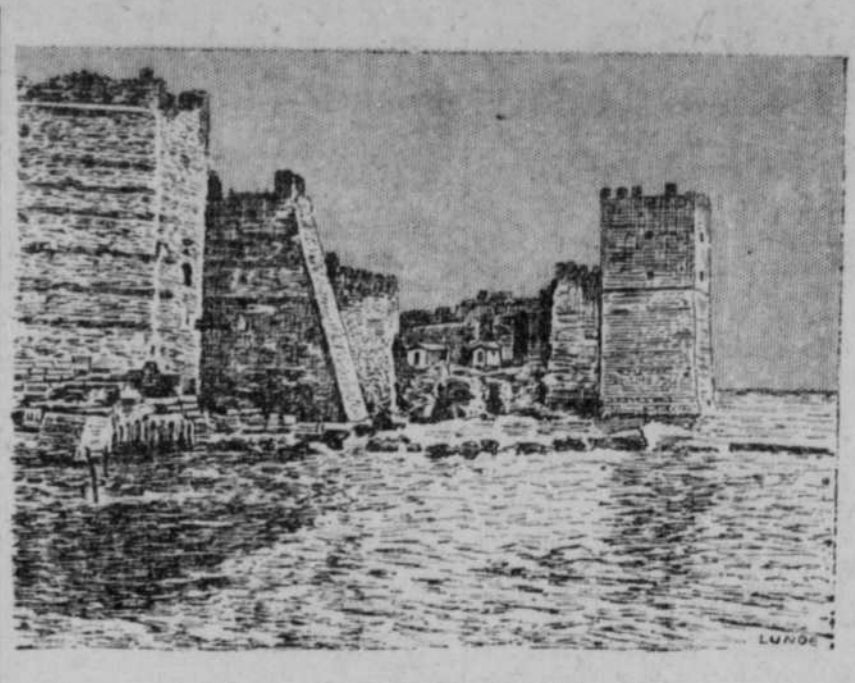


Ein von einer Granate zersplitterter Kiefernbaum.

Rampf zurückblieb, aufräumen, aus halbverfallenen Schlepplätzen ausladen, Wege herrichten, oder die zu Hunderten zerstreuten Benzinbehälter sammeln und am Donauufer in Reih und Glied aufstellen.

Die ganze Bahnhofsanlage sieht recht traurig aus. Die weißgeländeten Mauern der Magazine, Bahnhofsgebäude, Wächterhäuschen sind wie ein Sieb von unzähligen Gewehr- und Granatdurchlöchern, an manchen Stellen klaffen Löcher in den Wänden von den verheerenden Granaten, die vom jenseitigen Donauufer die bulgarischen und österreichischen Geschütze herüberfanden. Hinter dem Bahnhof stehen die verkrüppelten Reste eines Petroleumtanks, die Eisenteile sind verbogen, die Blechwände zerlegt und die ganze Umgebung schwarz von verrosteten Resten. Aber es bleibt trotz der großen Schäden, die der Krieg verursacht, doch immer genug übrig. Beim Vorbeifahren sehe ich durch die offenen Fenster die vollgefüllten Magazine, an den Ufern stehen unbeschädigte Schleppschiffe bis zur äußersten Grenze der Ladefähigkeit beladen, voller Getreide, Hafer, Mais, mit einem Wort lauter Dinge, deren Wert heute auch der wohl einzuschätzen weiß, der sich früher in der Friedenszeit um solche Dinge herzlich wenig gekümmert hat.

Unsere Kolonne biegt jetzt von der Donau ab. In der Ferne sehe ich schon aus dem Weidenwald die Häuser Giurgevos hervorleuchten. Noch einmal drehe ich mich um, um von der Donau Abschied zu nehmen, die ich jetzt auf geraume Zeit verlassen soll. Es ist spät nachmittags, Dunstschwatten legen sich auf den breiten Rücken des Stromes. Die Kirchen und Häuser Rußschuts schwimmen in



Am Vosporns. Alte Festung mit den sieben Türmen.

einem Nebelschleier. Von der Brücke aus bringt das vielstimmige Geräusch der fahrenden Kolonnen zu mir. Dann höre ich Ketten rasseln, ein verschwommenes Geschrei, und ich sehe noch wie die Brücke sich öffnet, um den wartenden Dampfern Durchlaß zu gewähren, die mit einer Unmenge Fahrzeugen im Schlepptau ungeduldig vor der versperrten Brücke stehen. Die Sirenen brüllen, Dampfpeifen antworten mit scharfem vielstimmigem Pfiff, ein Bild der geschäftigen Arbeit, die sich jetzt auf dem Strom abspielt. Der Begleitmann des Wagens, der bisher aufmerksam das Schauspiel des Stromes beobachtet hat, meint jetzt, als vor unseren Augen die breite Wasserfläche verschwindet, sechs Wochen haben wir gebraucht, bis wir mit unsern Wagen von Dresden aus in Bulgarien ankamen. Immer mit der Bahn, Tag und Nacht. Wir fuhrten eine Stunde und dann standen wir vier oder auch vierzehn. Jetzt wird das auf dem Strom wohl schneller gehen. Da gibt es keine Ausweichstellen, Gegenzüge, verdorbene Brücken, jetzt wird das alles viel einfacher gehen. Und in diesen, vielleicht etwas unwissenschaftlichen Worten ist die ganze Weisheit enthalten, was dieser Strom für die Zentralmächte in den zukünftigen Kämpfen bedeutet.

Der Tod im Tower.

Die alte Burg der englischen Könige im Herzen Londons, der Tower, die schaurige, dunkle Steinmaße, hat sich auf ihre geschichtliche Rolle besonnen.

Welche Geschichte eines Königstums ist so blutig, wie die der englischen Könige! Im Tower liegen sie die Großen zum Tode führen, die Königinnen, Prinzen, Herzoge, Grafen. Das edelste Blut Englands wurde dort verspritzt.

Oft klingt jetzt wieder die Tower-Glocke, wenn sogenannte Spione „zurückgestellt“ werden. Man sagt nicht gerichtet, gemordet, nicht einmal gehängt oder erschossen, denn der Engländer ist human, frei, christlich, keines Königs Untertan, sondern ein freier Bürger. Darum liebt er die Worte nicht, die nach Gewalt klingen. Aber das Abschneiden, das Henken, das Köpfen ist dem Londoner Bürger noch immer eine tiefinnerliche Lust. Darum macht ihm Georg V., die Freude, den gewöhnlichen Glodenschlag erklingen zu lassen, wenn wieder einmal im Tower „zurückgestellt“ wird. Keulich morgens waren es gleich sieben.

Wer das war? Nur der Richter weiß es. Niemand erfährt die Verhaftung, niemand die Besichtigung, niemand den Ankläger. Kein Urteilspruch wird verkündet. Niemand kennt die Namen der Gerichteten. Nur die Zahl wird verkündet, und die Stunde ihres Todes wird allem Volk durch Glodenschlag kundgetan. Darauf will das Volk von London nicht verzichten.

Die Steine reden.
Rein. Sie reden nicht. Täten sie es, die des Towers mühten schreien,

schreien über allen Lärm der Weltstadt bis zum Palast Georgs V. Nicht die späten, tranken Kaiser Roms, nicht Nero oder Caligula, kein geheimes Gefängnis Benedigs, kein Herrscher Afriens hat soviel Blut verfrachten sehen wie Georgs des Fünften Tower, die schaurige, dunkle Bastille im Herzen Londons.

Die glanzendste Zeit Englands empfand ein Gruseln, wenn Chateauspeere aus Englands Geschichte die schamächtigsten Morde an königlichem Blut hervorjagte, deren Sinnbild und Schauplatz der Tower war.

Wir sehen das heute als lange Vergangenes. Damals war's noch nicht so alt. Aber die blutigsten und ver-

Interessante Tauschen des Engländers Internierungslagers in Kableben bei Berlin.



Der größte Bewohner des Lagers, ein Franzosbäcker in indianischem Kostüm.

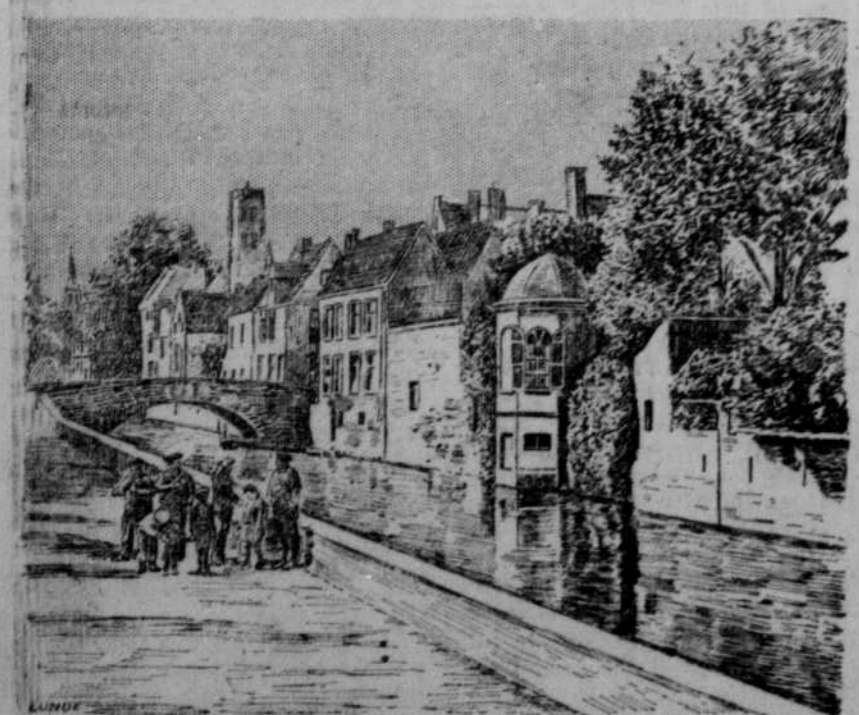
rudigsten Schandtat ihrer Vorgänger waren nach dem Herzen der „großen“ Königin, der „jungfräulichen“, die sich noch im Alter ihre Liebhaber hielt. Freilich war sie darin weder die älteste noch die letzte auf Englands Thron.

Das war das „lustige Alt-England“.

Heute ist der Engländer anders, trägt die Maske des vornehmen, selbstbeherrschten und ganz unblutigen Anders, er wurde reich durch Sklavenhandel, noch viel reicher durch das Blühen ganzer Völker. Den Reichtum sieht er bedroht durch Völker, die mehr leisten als er. Da hegt er lieber die ganze Welt in Waffen und Krieg und Tod. Und die ihn darin fördern oder tadeln, die kommen in den Tower.

Niemand kennt ihre Namen, nur die Zahl wird verkündet, und um die Stunde ihres Todes ruft die Glocke des Towers.

Fr. R a u f e n, Steglitz.



Ein Bild in der alten Stadt Bursa; im Hintergrund der Turm der Tuchhalle. 30. Kriegsseite. 859-16. März 1917



Am der alten Türkmanner in Konstantinopel. Die Kaiserstraße, so benannt zur Erinnerung an den Besuch Kaiser Wilhelms II. in Konstantinopel.